

Dienstag, 14. September 2010

Es war ihm furchtbar peinlich. Ausgerechnet der Hausmeister musste ihn hier so finden: auf der Toilette, vollgekotzt, hilflos torkelnd. Hier in der Universität, an seinem Arbeitsplatz, war ihm so etwas bisher noch nie passiert. Da hatte er sonst immer noch seine Haltung bewahrt, der Herr Professor. So meinte er jedenfalls. Dass die Kollegen schon länger über ihn redeten, wenn er sich mal wieder krank gemeldet hatte, bekam er nicht mit. Auch nicht, dass die Studenten über seine Alkoholfahne Witze machten. Er versuchte, sich einzureden, dass er alles im Griff hätte. Was ihm jetzt im Moment allerdings nicht gelingen wollte. Der Hausmeister musste ihn stützen, damit er nicht fiel, und putzte ihn ruhig mit ein paar Papiertüchern ab. Zum Glück machte er keine dummen Bemerkungen. Er schien sich mit so etwas auszukennen.

Er half ihm auch, die Toiletten zu verlassen, und draußen fragte er dann ganz sachlich: Wollen Sie nicht mal mitkommen zu den Anonymen Alkoholikern? Er starrte den Mann verblüfft an. Trotz seines Zustandes hatte er verstanden. Doch er antwortete nicht, bat nur darum, ihm ein Taxi zu rufen.

Die nächste Zeit war schlimm. Tage und Nächte verbrachte er im Vollrausch. Als er nach über einer Woche wieder in die Uni kam, wusste er, dass sein Leben auf der Kippe stand. Verlegen stand er in dem kleinen Hausmeisterzimmer und fragte, wie das denn ginge mit den Anonymen Alkoholikern. Der Hausmeister, ein kleiner fröhlicher Mann, nannte ihm gerne die Termine und den Ort, wo die Gruppe sich traf.

Den nächsten Termin ließ er verstreichen, auch den übernächsten. Dann fand er sich eines Abends in dem kargen Gruppenraum eines Gemeindezentrums am Tisch mit acht fremden Menschen, die allesamt scheinbar keine Probleme damit hatten, über ihre Sucht zu sprechen. Er selbst sagte nach der Begrüßung den ganzen Abend nichts. Er fühlte sich nicht wohl, er kam sich fehl am Platz vor. Trotzdem ging er in der nächsten Woche wieder hin. Wieder saß er nur still dabei. Doch hörte er von den anderen vieles, was ihm bekannt vorkam, und fühlte sich verstanden.

Nach fünf Wochen sagte er in der Begrüßungsrunde zum ersten Mal: „Ich bin Alkoholiker.“ Der Satz fühlte sich noch fremd an wie ein neues Kleidungsstück, doch er passte. Es war die Wahrheit, und es war gut, sie auszusprechen. Nach und nach erzählte auch er von sich. Er merkte, wie gut es tat, mit anderen die eigenen Erfahrungen auszutauschen. Nach einem halben Jahr wurde er das einzige Mal rückfällig. Als er danach in die Gruppe zurückkehrte, sah niemand ihn schräg an. Er lernte die Grundsätze der Anonymen Alkoholiker kennen, die zwölf Schritte, die den Teilnehmern und Teilnehmerinnen empfohlen werden, und versuchte sie umzusetzen. Angefangen mit dem Eingeständnis: „Ich bin dem Alkohol gegenüber machtlos und kann mein eigenes Leben nicht mehr meistern“ bis dahin, dass er mit seiner Freundin offen über die Belastungen sprach, die er ihr zugemutet hatte.

Mit einem kam er nur schwer zurecht: das waren die frommen Sprüche, wie er das bei sich nannte. In den zwölf Schritten war immer die Rede von „Gott, wie wir ihn verstehen“. Aber er hatte doch mit dem strengen Gott seiner Kindheit abgeschlossen. Er konnte Gott nicht mehr verstehen, und er wollte ihn nicht verstehen. Wie sollte er ihm sein Leben anvertrauen? Eines Abends erzählte er den anderen in der Runde von seinen Schwierigkeiten damit. Eine Teilnehmerin antwortete ihm: Du hast doch Gott ganz gut verstanden, sonst wärest du ja nicht hier! Schließlich hat er dir doch sagen lassen: willst du nicht mal zu den Anonymen Alkoholikern kommen? So hatte er das noch nie gesehen. Die Vorstellung gefiel ihm, dass Gott zu ihm aus dem Mund des kleinen Hausmeisters gesprochen hätte, damals auf der Toilette. Gott, dachte er, muss Humor haben, dass er mich ausgerechnet hierher geschickt hat. Heute sagt er: Es ist gar nicht wichtig, dass ich Gott verstehe. Aber ich glaube inzwischen, dass Gott mich verstanden hat, und dass mein Leben ihm wichtig ist.